

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badischer Beobachter. 1863-1935 1909

17 (22.1.1909) 2. Blatt

Badischer Beobachter.

Hauptorgan der badischen Zentrumsparlei.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. Bezugspreis: In Karlsruhe durch Träger zugestellt, monatlich 90 Pfg., vierteljährlich M. 2.70. In der Geschäftsstelle oder den Ablagen abgeholt, monatlich 60 Pfg. Bei der Post bestellt und dort abgeholt M. 3.25, durch den Briefträger ins Haus gebracht, M. 3.67 vierteljährlich. Bestellungen werden jederzeit entgegengenommen.

Beilagen:
Stern und Blumen: Einmal wöchentlich; das illustrierte achtseitige Unterhaltungsblatt.
Blätter für den Familienkreis: Zweimal wöchentlich; das vierseitige Unterhaltungsblatt.

Zeitschriften: Die sechspaltige Beilage oder deren Raum 25 Pfg. -
 Anzeigen: Die sechspaltige Beilage oder deren Raum 25 Pfg. -
 Anzeigen: Die sechspaltige Beilage oder deren Raum 25 Pfg. -
 Anzeigen: Die sechspaltige Beilage oder deren Raum 25 Pfg. -

Notationsdruck und Verlag der Aktiengesellschaft „Badenia“ in Karlsruhe, Adlerstraße 42. Heinrich Vogel, Direktor.

Verantwortlicher Redakteur für deutsche und badische Politik, sowie Feuilleton: J. Theodor Meyer; für Ausland, Nachrichten und den allgemeinen Teil: Franz Wähl; für die Unterhaltungsbeilagen, den Handel und Verkehr: Heinrich Vogel; sämtliche in Karlsruhe.

Verantwortlich für Anzeigen und Reklamen: Hermann Wähler in Karlsruhe.

Deutschland.

Berlin, 21. Januar 1909.

Zur Reichsfinanzreform liegen einige beachtenswerte Vorschläge vor. Die Liberalen für ihre Teil haben es fast, sich immer mit dem „schwarzen Mann“ gewählig machen zu lassen. Wollte die Regierung wirklich sich dazu herablassen, eine Finanzreform von Zentrums Gnaden hinzunehmen, so werden die Liberalen nicht weiter versuchen, sie daran zu hindern. So schreibt die „Münchener Allgemeine Zeitung“. Die „Kreuzzeitung“ kann diese Auffassung aber nicht als zureichend anerkennen, denn die Zentrumsparlei habe noch nicht im entferntesten die Neigung gezeigt, der Regierung zu einer Mehrheitsbildung für die Finanzreform beihilflich zu sein. Die Zentrumsparlei habe im Gegenteil einmal über das andere verschoben, in die Lücke keinesfalls einbringen zu wollen, die der Liberalismus etwa in die Mehrheit reißen sollte. Die Liberalen aber scheinen eine angeborene Furcht vor dem „schwarzen Mann“ zu haben, die ja auch oft genug hervortritt; also komme wohl das „Grüßlichwerden“ von selber, und daher versuchen es die Liberalen wiederum, der Regierung vor den „Folgen“ Angst zu machen, die ihre Mäntel zum Zentrum mit Bezug auf ihren politischen Kredit im Lande zweifellos haben müßte. Das beste Mittel, die Finanzreform durch den Block zu machen, würde jedenfalls das sein, daß die Liberalen den festen Willen dazu kund tun. Aber habe nicht schon erst v. Kappeler unter dem Pseudonym vieler linksliberaler Mäntel erklärt, die Lösung der Finanzreform sei keine Blockaufgabe? Dann folgt ein Loblied auf die Konventionen, daß sie so stark gouvernemental seien und alles annehmen, was die Regierung wünsche. Das Münchener liberale Wochenblatt lachte auch mit der Sozialdemokratie grüßlich zu machen, die Tugend der ihr entzifferten Mandate wieder gewinnen würde, wenn in der Finanzreform nicht eine gleichzeitige Belastung von Besitz und Vermögen vorgenommen würde. Gegen eine solche Belastung aber hätten die Konventionen nichts einzuwenden, es komme nur darauf an, die richtige Form zu finden. Angst vor der Sozialdemokratie dürfe doch den gewissenhaften Volkvertreter nicht abhalten, diejenige Stellung einzunehmen, die das Gemeinwohl von ihm erfordert. Es sei zudem ein arger Irrtum des Münchener Blattes, wenn es meint, in den kleinbürgerlichen Kleinrenten, die die verhältnismäßig meisten Wähler gegen die Sozialdemokraten in den letzten Wahlen erkaufte haben, würden bald wieder die „Gewissen“ dominieren, sobald die Reichsfinanzreform lediglich auf der Basis der Verbrauchssteuern vollzogen würde. Viel kürzer behandelt die „Tägliche Rundschau“ das ganze Problem; sie distanziert sich einfach: „Soll der Block erhalten bleiben, so muß die Reichsfinanzreform durchgeführt werden, und zwar von den Blockpartei. Die Hoffnung, daß das Zentrum sich fürderhin an dieser Arbeit mitbeteiligen werde, hat sich bisher als trügerisch erwiesen — es will nur verschleppen und entzweien, um den Wagen, wenn es ihm gefällt, allein in die Ferne führen zu können. In der konservativen Partei aber wird, ebenso wie bei der Linken, immer noch erwogen, so das Werk vielleicht doch mit dem Zentrum zu machen, wozu und darüber rümpft die folgende Zeit unruhig hin.“

Es ist nicht eine Schande, daß auch jetzt noch, in der zweiten Januarhälfte, die Parteien von einer Einigung weiter entfernt scheinen, als bei Einführung der Vorlage? Und daß die Konservativen die Nachlaststeuer, ohne die eine Reform nicht durchzuführen ist, bekämpfen, wie am ersten Tage? Der Reichskanzler hofft auf eine endliche Befreiung trotz der heftigen Worte des Herrn v. Kappeler; aber beurteilt er seine Kappelerheimer nicht zu niedrig? Die Behauptungen, soweit sie sich auf das Zentrum beziehen, sind vollständig falsch; das Zentrum arbeitet eben nach seinen Grundgedanken mit und mehr kann man nicht verlangen, mehr tut auch keine andere Partei.

Au fichtstische Steuern. Die konservative „Kreuzzeitung“ hat jüngst behauptet, daß von den Steuerentwürfen die Anzeigersteuer, sowie die Elektrizitätssteuer und Gassteuer sicher unter den Tisch fallen würden. Das würde die „Deutsche Tageszeitung“ bestärken. Sie ist zwar weder besonderer Freund der Gas- und Elektrizitätssteuer, noch auch der Anzeigersteuer; wenn aber diese beiden Steuern fallen, so würden die verbleibenden Abgaben um so mehr sich bemessen, die Nachlaststeuer durchzusetzen und durchzuführen. Schon jetzt sage man den Abgeordneten, von denen man erwartet, daß sie nicht ganz feilschen, die Nachlaststeuer müsse bewilligt werden, weil schon andere Steuerentwürfe ausfichtlos seien. Man bedürfte es aber keines Wortes, daß die Nachlaststeuer in jeder Beziehung unendlich weit gefährlicher, bedrohlicher und unbilliger ist, als die Anzeigersteuer und die Gas- und Elektrizitätssteuer. Die ganze Stoffkraft müßte auf die Nachlaststeuer konzentriert werden. Da haben wir die schlaue Taktik der Konservativen; sie wollen so vieler einen Steuer, die auch uns nicht gefällt, so viel Säure machen, daß die Öffentlichkeit von den anderen Steuern nicht viel spricht. Aber dieser schlaue Plan dürfte doch nicht gelingen.

Die Stellung des Reichskanzlers ist nach dem Tagesverlauf der „Zeit.“ vom 21. Jan. nicht gerade feierlich. Sie schreibt: „Der Appell des Herrn v. Bismarck an die Reichstagsmitglieder der preussischen Konservativen findet in der Presse der absoluten Partei einseitigen und sehr feilschenden Aufnahme; eine besondere Neigung, sich für die Nachlaststeuer einzusetzen, ist dort nicht vorhanden. Ja, in Westpreußen ist der temperamentvolle Herr von Didenburg sogar zum Angriff übergegangen, indem er die Front gegen Kompromisse nahm und meinte, den Kaiser gegen die Bismarck'sche Politik schützen zu müssen. Und der konservative Provinzialparlamentarier von Westpreußen hat von diesem Kronenratsmitglied des Reichstages Herrn v. Bismarck, daß er dem Reichskanzler das sonst übliche Begrüßungstelegramm ganz unterlassen. Hält man sich lediglich an diese Erwähnungsbemerkung, dann müßte man die Reichsfinanzreform als gefährdet und die Stellung Bismarck's als schwer gefährdet ansehen, da seine Reichstagsrede einem derartigen politischen Erdbeben kaum noch gewachsen wäre und, wenn jetzt die Konservativen in einer solchen Lebensfrage unruhig zu werden, eine Hilfe im Zentrum ihm schwerlich erlangen würde. Man braucht nur die Worte darüber zu vertieren, daß es sich hier um eine ernste und kritische Situation handelt. Wenn die Presse fragt, weshalb der Kanzler jetzt eigentlich im preussischen Abgeordnetenhaus sein übervolles Herz ausschütten habe, dann ist sie sehr naiv; denn was zu irrt, zu spät hat er das Wort ergriffen.“

Der Verband deutscher Steinbrudereibereiter hat an den Reichstag eine Eingabe betreffend die Plakattsteuer gerichtet, in der auf den verkehrsfeindlichen Charakter dieser Steuer mit der Begründung hingewiesen wird, daß die Plakattsteuer einen Artikel treffen soll, der nicht einen Geschäftsgewinn darstellt, sondern erst dazu dienen soll, die Anbahnung des geschäftlichen Verkehrs zu erreichen. Die Eingabe macht auch auf die allzu große Belastung aufmerksam und illustriert dies an der Hand von trassen Beispielen, die beweisen, daß in vielen Fällen der Steuerbetrag den Verkaufspreis um das Zwei- und Dreifache übersteigt.

Die Eingabe bezeichnet die Verwirklichung des Steuerentwurfes als eine schwere Schädigung des gesamten Wirtschaftslebens und der deutschen Steinbrudereibereiter, von denen ein großer Teil sich ausschließlich mit der Herstellung von Plakaten beschäftigt. Diese Schädigung fällt umso mehr ins Gewicht, als es sich um eine große Anzahl mittlerer und kleiner Betriebe handelt, die einen außerordentlich schweren Konkurrenzkampf kämpfen müssen. Außerdem ist zu bedenken, daß die Künstler und Maler, sowie die gelehrten und ungelehrten Arbeiter des graphischen Gewerbes ganz bedeutend durch die Steuer geschädigt würden. Der zu erwartende Steuerbetrag wird durch die außerordentlich hohen Erhebungskosten und durch den Rückgang der Nachfrage sich entgegen der Schätzung des Steuerentwurfes auf noch nicht einmal 2 Millionen Mark stellen. Dieser geringe Betrag steht in feinerlei Verhältnis zu der Schädigung, die das Steinbrudereibereitertum und derjenige Teil der Fertigungsindustrie erleidet, der auf Plakate angewiesen ist.

freiden wollen, daß er sich über den Oberlehrerdirektor mit Recht und aus vielen Gründen ebenso abfällig geäußert hat, wie dieselben Lehrelemente, bevor sie es als Ehrensache erklärten, Kappeler's Bild aus Plakat an allen Schulwänden anzubringen. Charaktervolle Herren!

Daß dieselben Leute auch die politische Streichschrift „Waldmichel“ als eine Art revolutionäre Schrift, die sich gegen den verstorbenen Großherzog gerichtet habe, hinzustellen suchen, ist ebenso wenig neu als erdlich. Der „Waldmichel“ ist eine politische Streichschrift, welche einfach die kirchenpolitische Vergangenheit Badens am Auge des Volkes vorbeiziehen läßt und dabei, wo es nötig ist, scharfe Stiche ansteilt. Die Gesinnung, auf welcher sie basiert, ist jene, welche Wladimir mit folgenden Worten charakterisiert hat:

„Der Deutsche ehrt zu allen Zeiten
 Der Fürsten heiligen Beruf.
 Doch lebt er frei einherzugehen
 Und aufrecht, wie ihn Gott erzieht.“

Will der Herr Würger im „Landesboten“ den wieder Schwaben Wladimir wegen dieser Verleumdung als Revolutionär bezeichnen, dann mag er es auch mit „Waldmichel“ tun. Noch etwas hat ein anderer Würger — offenbar auch ein Lehrer — herausgefunden. In einem Artikel „Schwarze Spitze!“ werden die vertriebenen Vorworte gegen das Zentrum bezogen, keine Kräfte erhoben. Da wird von dem Fall Fuchs-Stodach, in welchem Zentrumsblätter ganz lächelnd herbeigelegt wurden — es wäre noch festzustellen, auf wessen Urheberschaft hin — gelaugt.

Gegen einen derartigen politischen Gegner mit allen Mitteln zu operieren, ist nach dem Zentrumsföder nicht nur erlaubt, sondern heilig. „Gott will es“, so klingt eine Satze im Herzen des frommen Eiferers, also zum wackrigen Gange. Die Gelegenheit ist schönbar gekommen.

Wir erklären das für eine ausgesucht boshafte, verleumderische Verdächtigung des Zentrums, die wir uns als Christen und als Männer energisch verbitten. Wenn ist der Herr, der glaubt, in dieser schändlichen Weise unter dem Deckmantel der Anonymität eine Partei wie das Zentrum und seine Presse in geradezu unerhörter Weise verleumden zu dürfen?

Es ist wahr, dem Herrn Hauptlehrer Fuchs von Stodach würde in der Zentrumspreisgabe auch im „Bad. Beob.“ Anrecht getan. Es wurden von ihm Dinge behauptet, die nicht der Wahrheit entsprechen. Aber niemand kann das unangenehm sein, als eben den Würgern, welche hier in Betracht kommen. Sie haben denn auch, sobald sie sich überzeugen hatten, daß sie schlecht informiert waren, ihre Behauptungen beiderseitig zurückgenommen und werden auch ohne weiteres alle etwaigen weiteren Folgen tragen. Wir freuen auch gar nicht an, das Verhalten desjenigen, der hier die Zentrumspreisgabe wissenschaftlich falsch informiert hat, als durchaus verwerflich zu bezeichnen; wobei wir bemerken, daß wir unsere Korrespondenten, der uns überhaupt nur einmal und ohne Namensnennung ein kurzes Artikelchen schrieb und weiter nichts mehr, für durchaus guten Glaubens halten. Bezüglich des Korrespondenten des „Bad. Landesboten“, der so ungenehmliche Verdächtigungen gegen uns ausgesprochen, können wir nur annehmen, daß er nicht wußte, was er schrieb, als er jene äußerst massiven und nicht-

Baden.

Karlsruhe, 22. Januar 1909.

* Knappe Polemik.

Recht habe, allzu kalte Polemik treibt ein Mitarbeiter des Zentralorgans der badischen Demokratie. Wir wissen längst, daß es Leute gibt, welche sich im Wiedersehen üben, weil ihnen die eigenen Gedanken fehlen. Das sollte gerade im „Bad. Landesboten“ zu Wort kommen, ist für dessen Leser bedauerlich, aber, wie es scheint, nicht zu ändern.

Es gab eine Zeit, wo gewisse Elemente in der Lehrerschaft in ihrer Presse stark loszuschlagen gegen den Oberlehrer und dessen damaligen Direktor Kappeler; dann gab es wieder eine Zeit, wo dieselben Elemente sich für Kappeler ereiferten und das Bild Kappeler's in jeder Lehrerversammlung wiffen wollten.

Es gibt eine Zeit, wo dieselben Herren mit der ganzen Macht ihres noch übrigen Ansehens für ihren Führer Wühl und gegen ihre Verbände eintreten, weil er sich durch seine hässliche Kritik der badischen Schule und damit seiner vorgelegten Verdächtigungen, eine Disziplinierung zuzog; und es gibt wieder eine Zeit, wo sie es einem politischen Führer des Zentrums, der in seiner Weise der Oberlehrerbehörde untersteht und als Politiker von dem selbstherrlichen Mecht der Kritik Gebrauch macht, als Aufhebung gegen die Autorität an-

Die weiße Frau von Odenstoc.

Originalroman von D. Elster.

(Fortsetzung.)

Wir war feierlich und ernst zu Sinn, wie ich neben der schwarzen, schlanken Gestalt des geliebten Mädchens, dessen blaues Gesichtchen die Spuren der Tränen zeigte, durch den stillen, dunklen Park schritt und in die vom rötlichen Schein der Kerzen erhellte Kapelle trat. Ich dachte mit keinem Gedanken an das Unrecht, an die Schuld, die hier gleichsam ihre Säule finden sollte, indem der Erbe des fälschlich getragenen Namens in ein frühes Grab sank und damit der Glanz des alten Namens im Dunkel der Todesgruft erlosch. Ich dachte mit keinem Gedanken daran, daß ich berechtigt war, den alten, hier erloschenen Namen wieder aufzunehmen. Mein Herz war nur erfüllt von Liebe und Mitleid, und als Amalgunde still weinend am Sarge ihres Bruders niederkam, da gelobte ich mir auf einmal feierlich, über das Glück und den Frieden des geliebten Mädchens zu wachen und schützend meine Hände über ihrem Leben auszuweihen, sollte jemand freventlich versuchen, seinen Frieden, seine Ruhe anzutasten. Um Amalgunde in ihrer stillen Andacht nicht zu stören, trat ich in den Schatten eines starken Weilers, setzte mich auf eine Bank und lästete die Stirn in die Wand, mich erlösende Sinnen überlassend. Ich mochte einige Minuten so geessen haben, als mich ein Auffreier Amalgundens erwiderte. Ich erhob mich rasch, da floh auch Amalgunde schon auf mich zu, erfasste trambhaft zitternd meinen Arm und flüsterte mit bebender Stimme: „Da — da — leben Sie — o leben Sie! — Die weiße Frau!“

Ich erkannte meine unglückliche Großmutter, die sich auf irgend eine Weise in die Kapelle eingeschlichen haben mußte.

„Verzeihen Sie sich, Amalgunde,“ flüsterte ich der vor Schreden fast Ohnmächtigten zu, „es ist kein Weib, nur eine Unglückliche, die noch immer keine Ruhe finden kann.“

Das scharfe Ohr der Jersinnigen mußte meine Worte gehört haben. Sie richtete sich empor und laute mit ihrer tonlosen Stimme:

„Wer spricht das? Hier am Grabe meines Gatten und meines Sohnes? Sind es die Geister der Verstorbenen? Kommt nur, o kommt! Ich fürchte mich nicht vor Euch. Die, meinen Gatten, haben sie gemordet, und Dich, meinen Sohn, haben sie jetzt auch getötet und wollen Dich in die dunkle Gruft jenseit! Aber ich würde es nicht, mit meinen Nägeln öffne ich Deine Gruft mein Sohn — mein Sohn!“

Ihre Worte ertarben in einem leisen Wimmern, und sie sank neben dem Katafalk nieder, die Steine mit ihren Nägeln zertrampelnd.

„Entsetzlich!“ flüsterte Amalgunde. „Lassen Sie uns gehen!“

„Nein, Amalgunde. Ich will mit der Unglücklichen sprechen. Ich muß sie auf ihr Zimmer bringen, sie darf hier nicht bleiben.“

Ich trat auf die Jersinnige zu.

„Mutter, was tust Du hier?“ fragte ich mit lauter Stimme.

„Mit einem gelenden Auffreier fuhr sie empor. „Mein Sohn — mein Sohn! — Du lebst — o nun ist alles gut! Sie haben Dich nicht gemordet?“

„Du siehst, daß ich lebe. Aber, was tust Du hier? Wehhalb bist Du hierher gekommen?“

„Ich hörte den ganzen Tag hämmern und pochen und sah die Menschen hin und her gehen, gerade wie damals, als sie meinen Gatten ermordet hatten und hier in die Gruft senkten. Und da Du nicht zu mir kamst, glaubte ich, sie hätten Dich auch ermordet und

ich wollte nicht, daß sie Dich in die Gruft senkten und so schlich ich mich hierher.“

„Wie kamst Du herüber?“

„Durch jene Tür...“ und sie zeigte auf eine kleine Seitentür, welche auf einen dunklen Korridor führte. Man mußte vergehen haben, die Tür zu verschließen. „Jetzt aber komm mit mir,“ fuhr sie fort.

„Nein,“ entgegnete ich, „ich kam dich nicht begleiten, Du mußt allein in Dein Zimmer zurückkehren.“

„Wer ist da?“ rief plötzlich die Jersinnige und zeigte auf die Gestalt Amalgundens, welche etwas aus dem lächelnden Dunkel hervorgetreten war.

„Kommen Sie, Amalgunde,“ sprach ich beruhigend, „die weiße Frau tut Ihnen nichts zu Leide.“

Amalgunde hatte ihren Mut und ihre Fassung wiedergefunden. Sie wußte ja, daß in diesem Teile des Schlosses eine irrsinnige alte Frau lebte und hielt Edith für die Frau des alten Martin.

„Ich fürchte mich nicht mehr,“ sagte sie gefaßt, obgleich ihre Stimme noch etwas bebte.

Ich erfasste ihre Hand. Mit Erstaunen sah die Jersinnige die blaue Gestalt Amalgundens.

„Wer bist Du?“ fragte sie.

„Die Tochter dieses Hauses.“

Die Jersinnige lachte. Die Tochter dieses Hauses? Du lägst! Ich hatte keine Tochter — nur einen Sohn und der steht neben Dir... bitte Dich, bitte Dich!“

„Hören Sie nicht auf ihre Worte, Amalgunde,“ unterbrach ich sie. „Und Du Mutter,“ wandte ich mich an die, sei freundlich gegen dieses Mädchen hier, sie ist die Tochter dieses Hauses, sage ich Dir!“

„So ist sie Deine Braut? Ja, ja, so ist es. Sie ist Deine Braut — bald Deine Frau und mein Segen wird Euch begleiten, mein Segen wird auf Euch ruhen, auf Euch und Eurer Söhnen und Enkeln bis ins letzte Glied. Amiet nieder meine Kinder... ach, daß ich diese Stunde erlebte! Jetzt finde ich

Ruhe, jetzt finde ich Frieden. Mein Sohn — meine Tochter — meinen Segen über Euch, meinen Segen!“

Sie erhob mit feierlicher Gebärde beide Arme und unwillkürlich drangten wir uns ihrer Brust.

„Jetzt will ich ruhen, — jetzt kann ich ruhen,“ fuhr Edith fort. „Ich weiß, Ihr werdet glücklich sein — glücklich als die arme Edith — lebt wohl — lebt wohl — meinen Segen — meinen Segen...“

Wir erhobenen Armen rückwärts schreitend beschwand sie durch die kleine Seitentür in dem dunklen Gange.

„Vebend hing Amalgunde an meinem Arm. Ich legte meine Rechte um ihre zitternde Gestalt und versuchte sie, fortzuführen.“

„Erklären Sie mir,“ bat sie.

„Kommen Sie nur! Ich will Ihnen später alles erklären. Sie hörten ja, die Jersinnige hält mich für ihren Sohn. Wären Sie doch nicht auf ihre Worte — sie weiß nicht, was sie spricht.“

„Es lag ein geheimnisvoller Sinn in ihren Worten, den ich mir nicht enträtseln kann. Ein Geheimnis bergen diese alten Mauern, das wußte ich, das ahnte ich schon lange. Sie kennen das Geheimnis?“

„Ich bitte Sie Amalgunde, ist hier Zeit und Ort, über den Baden einer unglücklichen Geisteskranken zu sprechen?“

„Sie wollen mir ausweichen, ich fühle es,“ sagte sie traurig. „Aber Sie haben recht, hier ist nicht der geeignete Ort, am Sarge meines armen Bruders. Lassen Sie uns gehen!“

„Gestatten Sie mir nur, jene Seitentür zu schließen, die Jersinnige könnte sonst wieder kommen und neue Störungen verursachen.“

„Sie haben recht!“

Ich verschloß rasch die Tür, in deren Schloß der Schlüssel steckte. Dann bot ich Amalgunde den Arm und führte sie fort. (Fortsetzung folgt.)

Zu Säupten des Sarges stand vom dem Dichte der Kerzen grell beleuchtet die hagere Gestalt eines Weibes, dessen Haupt ein weißes Tuch fast ganz verhüllte.

Ich wollte nicht, daß sie Dich in die Gruft senkten und so schlich ich mich hierher.“

ich wollte nicht, daß sie Dich in die Gruft senkten und so schlich ich mich hierher.“

ich wollte nicht, daß sie Dich in die Gruft senkten und so schlich ich mich hierher.“

